Das Deutsche Volksheer und seine Schöpfer

Von Prof. Dr. Bernhard Kübler
Prorektor der Universität Erlangen



1918

Druck: Buchdruckerei M. DuMont Schauberg
Straßburg i. E.

Das deutsche Volksheer und seine Schöpfer.

Die Leistungen unseres Heeres in diesem Kriege sind übermenschlich. Was sollen wir mehr bewundern, die ungeheuren Märsche in den Winterstürmen Rußlands und den todverachtenden Mut, mit dem die größten und stärksten Festungen im Sturm genommen wurden, oder das zähe Aushalten an der Westfront im ohrenbetäubenden und nervenzerrüttenden Trommelfeuer? Seit der Marneschlacht waren die Heere an der Westfront zum Stellungskriege verurteilt, der an die Ausdauer und Kraft der Truppen viel größere Anforderungen stellt als eine frische, fröhliche Offensive. Die oberste Heeresleitung mußte sich, dem Drange der Umstände folgend, zur Ermattungsstrategie entschließen, von der unsere Generalstabsoffiziere vor dem Kriege nichts wissen wollten. Graf Schlieffen, der Nachfolger Moltkes in der Leitung des großen Generalstabs, einer der feinsten Strategen, in dessen Schule fast alle unsere Heerführer herangebildet sind, hatte den Ermattungskrieg in der Gegenwart für unmöglich erklärt, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erforderte. Seit dem Februar 1915 war das Unmögliche möglich geworden. Aber, sagt Stegemann, „da die Völker nur dann zu einem solchen Kriege willig waren, wenn er einer höheren Idee dienstbar erschien und man aus dem Weltkrieg weder einen Glaubenskrieg noch einen Rassenkrieg machen konnte, so wurde er von England, Frankreich und Rußland fortan im Namen der Freiheit und Gerechtigkeit und gegen den preußischen Militarismus geführt".

Niemals ist mit diesen Worten ein größerer Unfug getrieben worden, niemals sind die Völker für eine schlimmere Lüge in den Krieg gehetzt worden. Wir haben Gerechtigkeit im Lande, und gerecht ist die Sache, für die wir das Schwert gezogen haben. Denn was kann gerechter sein als die Verteidigung der Existenz und der Ehre des Vaterlandes? Wir haben soviel Freiheit, als sich mit der Ordnung verträgt. Und wenn wir mehr brauchen sollten, so werden wir uns das selbst verschaffen. Aber wir lehnen dankend ab, Freiheit als Gnadengeschenk unserer Feinde entgegenzunehmen. Denn wir wissen recht wohl, daß sie uns mit der Freiheit nur deshalb beglücken wollen, damit wir wieder schwach werden, wie einstmals. Wir wollen die Freiheit, die *wir* meinen, nicht die *sie* meinen. Denn deren Echtheit und Güte scheint uns höchst zweifelhaft zu sein. Der Milita-

rismus aber ist die Wehr, die wir bitter nötig haben, auf daß wir unsere Angelegenheiten selbst bestimmen können und uns nicht, wie ehedem zu den Zeiten des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und des deutschen Bundes, von allerlei unbefugten Leuten müssen hineinreden lassen. Was in Deutschland rechtens sein soll, das sollen nur Deutsche anordnen, nicht aber Franzosen, Engländer und Russen, und wenn sie sich das in Zukunft wieder anmaßen wollen, so soll ihnen der Militarismus, d. h. das gute deutsche Schwert, das Maul stopfen. Denn was ist der Militarismus letzten Endes anders als das deutsche Volk in Waffen? Jeder, dem der Herrgott gesunde Glieder geschenkt hat, ohne Ausnahme ist verpflichtet, für sein Vaterland die Waffen zu tragen und Leib und Leben zu opfern. Der Heerbann war im Altertum eine allgemein verbreitete Einrichtung. Auch die alten Deutschen kannten es nicht anders. Im Mittelalter aber kam er ab; er wurde durch die Ritterheere, dann die Landsknechtsscharen, zuletzt durch die stehenden Heere ersetzt. Da entwöhnte sich der Bürgerstand des Kriegsdienstes; er wurde weichlich und schlaff. Wer aber führte den Heerbann, diesen angeblich so verabscheuungswürdigen Militarismus wieder ein? Das taten die französischen Kulturträger zu den Zeiten der großen Revolution, mit der sie ja nach ihrer Behauptung der ganzen Welt die Freiheit gebracht haben, der beste Beweis dafür, daß Freiheit und Militarismus keine Gegensätze sind. Also lautet der Eingang des ersten französischen Konskriptionsgesetzes:

„Jeder Franzos ist Soldat und schuldet sich selbst der Verteidigung des Vaterlandes. Wenn das Vaterland in Gefahr erklärt wird, werden alle Franzosen zu seiner Verteidigung aufgerufen.“ (Tout Français est soldat et se doit à la défense de la patrie. Lorsque la patrie est déclarée en danger, tous les Français sont appelés à sa défense.)

Doch haben die französischen Gesetzgeber auch hier wieder einmal das Maul zu weit aufgerissen. Es stimmt nicht ganz mit dem „jeder Franzose“ und „alle Franzosen“. Es war gestattet, einen Vertreter zu stellen. Wer also Geld hatte, konnte sich frei kaufen. Den echten, reinen Heerbann, d. h. die Wehrpflicht ohne jede Ausnahme, hat in der Neuzeit Preußen eingeführt in der Zeit seiner schwersten Not.

Preußen hat ein starkes Heer stets gebraucht, weil es eingekeilt war zwischen feindlichen Großstaaten und seine einzelnen Landesteile nicht miteinander zusammenhingen, sondern durch fremde und oft übel gesinnte Staaten getrennt waren. Seine Herrscher mußten daher darauf bedacht sein, die Kräfte des Landes zur Stärkung des Heeres auszunutzen. Sie verwandten darauf alle ihre Sorgfalt und ihr ganzes Nachdenken und schufen so die unvergleichliche Organisation, die dann auf ganz Deutschland übertragen wurde, und die sich in diesem Kriege, wie auch schon in früheren so glänzend bewährt hat. Da sie aus Preußen stammt, so entbehrt es nicht einer gewissen Berechtigung, wenn vom *preußischen* Militarismus gesprochen wird.

Doch tut es die Organisation nicht allein, sondern die rechte Kraft erhält sie erst durch den Geist, der in ihr lebt. Und da kann nun mit Freude und Stolz festgestellt werden, daß sich die Heeresverfassung in ganz Deutschland so eingebürgert hat, daß sie überall jetzt als selbstverständlich hingenommen wird und der preußische Militarismus, wenn wir diesen schönen Ausdruck anwenden wollen, ein deutscher geworden ist. Das preußische Heer hat stets, wie auch jetzt das deutsche, in erster Linie Verteidigungszwecken gedient. Aber freilich wurde es das Mittel, mit dem Preußen die Einigung Deutschlands und seine Weltmachtstellung erzwang, was dann wieder den beispiellosen Aufschwung der deutschen Industrie und des deutschen Handels zur Folge hatte. Schon im November 1860 sprach es Prinz Wilhelm, der damalige Regent Preußens, der spätere Kaiser, in einer Sitzung des Staatsministeriums aus:

„Die Armee hat Preußens Größe geschaffen und dessen Wachstum erkämpft. Preußens Heer muß mächtig und angesehen sein, um, wenn es gilt, ein schwerwiegendes politisches Gewicht in die Wagschale legen zu können. Die Welt muß wissen, daß Preußen überall das Recht zu schützen bereit ist. Ein festes, konsequentes und, wenn es sein muß, energisches Verhalten in der Politik, gepaart mit Klugheit und Besonnenheit, muß Preußen das politische Ansehen und die Machtstellung verschaffen, die es durch seine materielle Macht allein nicht zu erreichen imstande ist."

Preußens Könige, wie ihre militärischen Ratgeber, hielten dafür, daß Verteidigung des Staates nicht gleichbedeutend ist mit militärischer Defensive. Nach solchen Grundsätzen verfuhr man nur einmal, im Jahre 1806. Da ging der Staat zugrunde. Der Fehler ist nicht wieder gemacht worden.

Ein in sich gefestigter Staat, der über ein gutes Heer verfügt, wird dem Gegner nicht den ersten Schachzug überlassen, er wird nicht warten, bis der Feind die Landesgrenzen überflutet und die Hilfsquellen des Landes ausnützt. Er wird vielmehr nach dem Grundsatz verfahren, daß der Hieb die beste Parade ist. So handelte Friedrich der Große im Jahre 1756, so Wilhelm I. im Jahre 1870 und so Wilhelm II. im Jahre 1914. Trotzdem waren alle drei Kriege Verteidigungskriege. Wenn aus jedem dieser Kriege Deutschlands Name gestärkt und geachteter hervorging, so erregte das natürlich nicht das Wohlgefallen derjenigen, die Deutschland nichts Gutes gönnten und die ein Interesse daran hatten, daß Deutschland möglichst schwach und uneinig sei, weil sie dann ihren Machtgelüsten um so ungestörter frönen konnten und weil sie ihre Hand auch stets in die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu stecken wünschten. Da aber Preußen stets das Schwert scharf und den Schild blank zu halten suchte, so richtete sich das Wutgeschrei ganz besonders gegen Preußen. Es galt stets als der freche Emporkömmling, der eigentlich gar nicht mitreden dürfte, und diese Anschauung ist noch jetzt nicht geschwunden. Der geniale Politiker Gentz führte 1814 aus, das System Preußens, be-

gründet und fortgesetzt seit einem Jahrhundert, habe eine neue Stütze in dem allgemeinen Enthusiasmus der Nation, in der Energie des Heeres und in dem unwiderstehlichen Einfluß gefunden, welche eine gewisse Anzahl hervorragender Militärs heute auf das Kabinet ausüben. Es sei der Beginn einer großen Politik, die mit der Führerschaft Preußens in Deutschland endigen werde. Wie Gentz, so dachten auch die übrigen Freunde Preußens auf dem Wiener Kongreß. Alle waren sie darin einig, dies Preußen, das doch am Sturze Napoleons den Löwenanteil hatte, nicht groß werden zu lassen.

In dem unglücklichen Kriege Preußens gegen Napoleon in den Jahren 1806 und 1807 sank das friederizianische Heer, das sich so stolzer Traditionen rühmte, dahin. Sein Nimbus war zerstört. Eine Flut von Hohn- und Schimpfreden, nicht nur von seiten der Feinde, sondern auch von den eigenen Bürgern ergoß sich über das geschlagene Heer.

Natürlich fehlten auch nicht die Bierbankstrategen und Besserwisser, die das alles längst vorher gewußt und vorher gesagt haben wollten. Die wirklich Einsichtigen mußten durch solches Gerede stark gekränkt werden. Doch sie beherrschten sich und schwiegen. Gleichzeitig aber legten sie Hand ans Werk, um die Übelstände zu beseitigen. Allen voran der König. Er hatte wirklich die Fehler in der Armee längst, schon als Kronprinz, erkannt und sich seit seiner Thronbesteigung unablässig, leider vergeblich, bemüht, das Heer zu reformieren. Er hatte den Krieg von vornherein für verloren gehalten und sich deshalb nur zögernd dazu entschlossen, als die Ehre Preußens ihn unvermeidlich erscheinen ließ. Kaum war aber der schmähliche Friede von Tilsit geschlossen, der Preußens Gebiet und seine Einwohnerzahl um die Hälfte verkleinerte, so berief der König eine Militär-Reorganisation-Kommission (25. 6. 1807), der er in einer Vorlage von 19 Punkten selbst die Ziele anwies. Er verlangte hier unter anderem die Reinigung des Offizierskorps von allen physisch untauglichen und moralisch unwürdigen Elementen, Verbesserung der Weise des Aufrückens der Offiziere, Erweiterung des Eintritts der Unadligen in das Offizierkorps, Verminderung der Befreiungen von der Dienstpflicht, Einteilung der Armee in stehende Divisionen und Korps usw.

An die Spitze der Kommission berief er Scharnhorst, neben ihm seine Gesinnungsgenossen Gneisenau, Grolmann und Boyen. David Gerhard Scharnhorst ist im 12. November 1755 in dem Dorfe Bordenau bei Hannover als Sohn eines Bauerngutsbesitzers geboren. Er wurde auf der Kriegsschule, die der ausgezeichnete Kriegsmeister Graf Wilhelm zur Lippe auf einer Insel des Steinhuder Meeres errichtet hatte, zum Offiziersberuf vorgebildet und verschaffte sich als Lehrer an der Artillerieschule in Hannover einen Ruf als Militärschriftsteller, namentlich durch sein „Militärisches Taschenbuch zum Gebrauch im Felde", das 1792 erschien. Im nächsten Jahre beteiligte er sich im hannöverschen Hilfskorps an dem Feldzuge in Belgien

gegen das französische Revolutionsheer, und hier zeichnete er sich mehrfach aus, am meisten durch die Verteidigung und den Durchbruch bei Menin. Im April 1794 griff Pichegru Flandern an und entsandte den General Moreau mit 20 000 Mann gegen die halbverfallene Festung Menin, in welcher der hannoversche General Hammerstein mit 2000 Mann und 22 Geschützen stand. Unter ihm befehligte Scharnhorst eine Batterie. Dieser hatte in den letzten Wochen mit rastlosem Eifer die Bastionen hergestellt, Munition und Proviant herbeigeschafft, um die Feste wenigstens für 48 Stunden widerstandsfähig zu machen. Tatsächlich hielt sie sich bis zum dritten Tag. Da forderte Moreau Hammerstein zur Übergabe auf. Indem er darauf hinweisen konnte, daß die Stadt an allen Ecken brannte, die Geschütze teilweise kampfunfähig waren, die Infanterie sich verschossen hatte, bot er der tapferen Besatzung freien Abzug an. Doch Hammerstein, der ein unter seinem Befehl stehendes Emigrantenbataillon nicht der Rache des Feindes ausliefern wollte, erwiderte: „Wir sind gewohnt unsere Pflicht zu tun und werden uns nicht ergeben". Da er aber den Platz nicht halten konnte, beschloß er, obwohl er von allen Seiten eingeschlossen war, sich mit seiner wackeren Schar durchzuschlagen. Möglich war, wenn das fast aussichtslose Unternehmen überhaupt gelingen sollte, nur der Weg über Rousselaere nach Brügge. Dazu aber mußte erst die bereits in den Händen des Feindes befindliche Brügger Vorstadt erobert werden. Dort stand der General Vandamme mit einer Halbbrigade. Daß der kühne Plan gelang, ist nicht zum wenigsten das Verdienst Scharnhorsts gewesen. Die Kolonnen der Hannoveraner wurden durch die Franzosen in zwei Teile gesprengt. Da ließ Scharnhorst vor dem Stadttor drei Geschütze abprotzen und so lange unter die Franzosen feuern, bis die Truppe sich durchgeschlagen hatte. Mit Verlust von 14 Offizieren und 431 Mann, aber mit dem Gewinne einer dem Feinde abgenommenen Batterie gelangte Hammerstein nach Thourout, wo seine Soldaten nach fünf mal 24 Stunden etwas ruhten, und von dort nach Brügge. Eine Deputation des Magistrats wollte ihm den Eintritt in die Stadt mit echt belgischer Unverschämtheit verwehren. Doch Hammerstein erwiderte: „Ich b i t t e nicht um Quartier für meine Leute, ich nehme es, und wehe dem, der sich widersetzt; sagen Sie das Ihren Bürgern und fügen Sie hinzu, daß meine Leute sehr ihre Rechnung dabei finden würden, wenn die Stadt sich widersetzte". Das war die richtige Sprache, die einzige, welche die Belgier verstehen, heute geradeso, wie damals. Scharnhorst aber wurde bald danach zum Major und Aide-Quartiermeister ernannt. Als solcher wurde er in den Generalstab des Grafen Wallmoden versetzt, in dem er den Rest des für die Verbündeten wenig rühmlichen Feldzuges mitmachte. Es ist sein Unglück gewesen, daß es ihm nie vergönnt war, die Freuden eines siegreichen Feldzuges auszukosten.

Im Jahre 1801 trat er aus hannoveranischen Diensten in preußische über. Bald wurde er hier Lehrer an der Militärakademie,

an der er eine segensreiche Tätigkeit entfaltete. Zu seinen Schülern gehörte auch ein Hindenburg, ferner aber kein geringerer als Clausewitz. Er hat ihn geradezu entdeckt und ungeheuer gefördert. Clausewitz ist voll des Lobes für seinen Lehrer Scharnhorst gewesen. Ein Vergleich seines Buches vom Kriege mit den in Scharnhorsts Vorlesungen nachgeschriebenen Heften zeigt den Einfluß des Meisters. Um Anregung und Förderung des wissenschaftlichen Geistes der Offiziere machte sich ferner Scharnhorst sehr verdient durch die Gründung der militärischen Gesellschaft in Berlin. In dem Unglückskriege 1806 wurde er zum Generalquartiermeister des Oberbefehlshabers, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, ernannt. In dieser Stellung nahm er an der Schlacht bei Auerstädt teil, in welcher der Herzog tödlich verwundet wurde. Scharnhorst kämpfte bis zum Abend, obwohl er verwundet war, auf dem linken Flügel, wo er immer wieder neue Truppen zum Sturm vorführte und sich bemühte das Geschick zu wenden. Vergeblich! Der Rückzug des Heeres artete in regellose Flucht aus. Erst in Sondershausen und Nordhausen ordneten sich die geschlagenen Truppen wieder zu einem militärischen Rückzuge über die Elbe. Aber vor ihnen lag jetzt der Harz, und es schien unmöglich, die schwere Artillerie über das Gebirge zu schaffen. Scharnhorst übernahm diesen schwierigsten Teil der Aufgabe und führte ihn glücklich durch. Hiebei wirkte er zusammen mit dem größten Held der Freiheitskriege, dem Retter Preußens und Bezwinger Napoleons, mit dem herrlichen Gerhard Leberecht von Blücher, und in der unsagbar schwierigen Lage sahen sich die beiden Männer gegenseitig in das Herz und schlossen einen Freundesbund für das Leben. „Wir waren eine Seele, ein Gedanke, ein Entschluß", hat später Scharnhorst gesagt. Wie sich die beiden mit den Trümmern der Armee durchschlugen, das kann hier nicht im Einzelnen erzählt werden. Am 6. November geriet Scharnhorst in Lübeck in französische Gefangenschaft, und am Tage darauf kapitulierte Blücher mit dem Rest seines Korps bei Ratkau, nachdem er sich drei Wochen lang mit einer dreifachen Übermacht herumgeschlagen hatte. Er ergab sich, weil er kein Pulver mehr zu verschießen und kein Brot mehr zu essen hatte. Scharnhorst wurde auf Blüchers Veranlassung sofort gegen den französischen Oberst Gérard ausgewechselt. Er begab sich auf Wunsch Blüchers zum Könige nach Ostpreußen, um ihm den Bericht über die Kapitulation zu überbringen. Von ihm wurde er dem Oberbefehlshaber der preußischen Truppen General L'Estocq, einem gänzlich unfähigen Greise, beigeordnet, nicht als Generalstabschef, sondern als Gehülfe. In dieser Stellung entriß er am 8. Februar Napoleon den schon so gut wie errungenen Sieg bei Preußisch Eylau. In einem meisterhaften Flankenmarsch wich er dem Marschall Ney aus, der den rechten Flügel des russischen Generals Bennigsen bedrohte, und er erschien mit seinem Korps im rechten Moment auf dem Schlachtfelde, auf dem Marschall Davoust bereits den linken Flügel und den Rücken Bennigsens umklammert hatte. Mit prachtvollem Schneid warf er

Davoust in die Stellungen zurück, von denen er am Morgen der Schlacht den Angriff begonnen hatte. „Zum ersten Male war der bis dahin Unbezwungene nicht Sieger geblieben. Durch die Völker Europas ging es wie ein Vorgefühl, daß auch er einmal seinen Meister finden würde“.[1]) Hätte man Scharnhorsts weitere Ratschläge befolgt, hätte man den unfähigen L'Estocq, wie es Hardenberg vorschlug, durch Blücher ersetzt, der schimpfliche Frieden von Tilsit wäre Preußen erspart worden. Ein Glück für Preußen, daß der geniale Offizier nun wenigstens an die Spitze der Reorganisations-Kommission berufen und 2 Jahre später zum Chef des allgemeinen Kriegsdepartements ernannt wurde. Was er hier geschaffen hat, werden wir sogleich sehen. Zuvor wollen wir aber kurz seine letzten Schicksale betrachten. Er blieb seinem Könige auch im Unglück treu; ein sehr glänzendes englisches Anerbieten, wonach er die Leitung einer Militärakademie in London übernehmen sollte, schlug er aus. Als der König im Jahre 1812 mit Napoleon ein Bündnis gegen Rußland schloß, trat Scharnhorst nicht, wie so viele andere preußische Offiziere in russische Dienste, er nahm auch nicht seinen Abschied, aber er gab doch die Generalstabsgeschäfte ab und behielt nur die Aufsicht über die Kriegsschulen, die Waffenanfertigung und Festungen.[2]) Als aber Napoleons größtes Heer auf den russischen Schneefeldern zugrunde gegangen war, als in Preußen das Volk aufstand und der Sturm losbrach, da hatte auch für Scharnhorst die Stunde geschlagen, wieder hervorzutreten. „General Scharnhorst übt unbegrenzten Einfluß“, berichtete der österreichische Gesandte. Er dämpfte zunächst das Ungestüm der Berliner Brauseköpfe, aber er arbeitete rastlos an der Rüstung des Heeres. Ein Oberbefehl, der ihm gebührte und für den er sein Leben geben wollte, wurde ihm versagt; er sorgte wenigstens dafür, daß ihn Blücher erhielt, und übernahm bei ihm die Stelle des Generalstabschefs.

An der ersten Schlacht, in welcher das von ihm neu geschaffene Heer sich so glänzend bewährte, der Schlacht bei Groß-Görschen oder Lützen am 2. Mai 1813 nahm er den tätigsten Anteil. So sehr er auch die Dispositionen des russischen Oberbefehlshabers Wittgenstein mißbilligte, so unterließ er doch nichts, um den Erfolg zu sichern. Immer wieder führte er mit gezogenem Säbel die preußischen Truppen zum Sturm auf die heißumstrittenen Dörfer Rahna und Groß-Görschen. Ein Pferd wurde ihm unter dem Leib erschossen, sein Tschako von einer Kugel durchlöchert, er selbst am Fuß verwundet. Am 8. Mai schrieb Clausewitz:[3]) „Scharnhorst führte hauptsächlich das Gefecht auf dem rechten Flügel gegen die drei Dörfer. Er war mehrere Male mit gezogenem Säbel an der Spitze der Kavallerie und Infanterie in den Feind gedrungen; er feuerte die Leute an und rief: Es lebe der König! indem er den Säbel schwang. Seine Wunde, die er

[1]) Max Lehmann, Scharnhorst I 502.
[2]) Lehmann I 453.
[3]) Schweder, Scharnhorsts Leben, S. 218.

etwa gegen 7 Uhr erhielt, ist nicht gefährlich, so daß er schon jetzt eine Reise nach Wien unternehmen kann."

Scharnhorst reiste trotz seiner Verwundung nach Wien, um die Österreicher zum Beitritt zum Bündnis gegen Napoleon zu treiben. Es war die höchste Zeit, und man sollte in Wien die Schlacht bei Lützen nicht nach Napoleons Lügennachrichten für eine Niederlage der Verbündeten halten. Aber als Scharnhorst bis Znaym gekommen war, traf ihn ein Brief Metternichs, der ihn anwies, nach Prag zu gehen. Metternich wollte ihn aus bisher unaufgeklärten Gründen nicht in Wien sehen. So kehrte er um. Doch seine Verwundung war schlimmer, als er geglaubt hatte. Er hätte sie überstehen können, wenn er sich geschont hätte. Das beständige Reisen und die damit verbundenen Anstrengungen verschlimmerten seinen Zustand. In Prag starb er am 28. Juni, bis zum letzten Lebenshauch tätig für die gerechte Sache Preußens, die ihm heilig war. Er hatte zwar die Früchte seiner Lebensarbeit noch reifen sehen; aber den Sturz des Korsen, die Wiederherstellung Preußens sollte er nicht erleben. Das war der geniale Waffenmeister und Schlachtenlenker, der, wie später Göben, durch seine unmilitärische Haltung auffiel, den seine Gegner wohl geringschätzig einen Doktrinär oder Professor nannten, der aber im Drange der Schlacht alle an Mut, Kaltblütigkeit und Schnelligkeit des Entschlusses übertraf, von dem Gneisenau, sein Nachfolger als Generalstabschef des Blücherschen Korps, sagte: „Ich bin ein Pygmäe gegen diesen Riesen, dessen Geistestiefe ich nur bewundern, nimmer aber ergründen kann." Viele Dichter besangen ihn, am volkstümlichsten war das Lied Schenkendorfs, das in den folgenden Jahren der Demagogenverfolgung in Preußen verboten war:

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze,
Preußen, euer General.
Lustig auf dem Feld bei Lützen
Sah er Freiheitswaffen blitzen,
Doch ihn traf der Todesstrahl.

„Kugel raffst mich doch nicht nieder,
Dien euch blutend, werte Brüder,
Führt in Eile mich gen Prag!
Will mit Blut um Östreich werben,
Ist's beschlossen, will ich sterben,
Wo Schwerin im Blute lag."

Zu den höchsten Bergesforsten,
Wo die freien Adler horsten,
Hat sich früh sein Blick gewandt;
Nur dem Höchsten galt sein Streben,
Nur in Freiheit konnt er leben,
Scharnhorst ist er drum genannt.

Keiner war wohl treuer, reiner,
Näher stand dem König keiner, —
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ja, dem Volke schlug sein Herz!

Das zeigte er in seiner Heeresorganisation. Er setzte es durch, daß das Herr hinfort nicht mehr aus gedungenen Söldnern bestand, sondern aus dem Aufgebot des Volkes, und daß die Offiziersstellen nicht mehr mit Rücksicht auf adelige Geburt, sondern nur nach Wissen und Tüchtigkeit besetzt wurden. Er sorgte dafür, daß die entehrenden Strafen, Prügelstrafen und Spießrutenlaufen aufgehoben wurden, und daß das Exerzieren nicht mehr betrieben wurde, um schöne Friedensbilder zu zeigen, sondern um auf das Gefecht vorzubereiten. Schon früher hatten Preußens Könige ihr Heer durch Zwangsaushebungen gebildet und nur die Lücken durch Anwerbung von Ausländern ergänzt. Der Fehler war aber der gewesen, daß man von der Aushebung Befreiung gewährte, sowohl ganzen Städten, wie ganzen Ständen, Kunst, Handel, Wissenschaft, Industrie, weil man durch Aushebung aus den Angehörigen dieser Stände das Staatswohl zu gefährden fürchtete. Die Folge davon war eine Trennung von Militär und Bürgerstand, eine gegenseitige Entfremdung. Man hielt die Soldaten für Verzehrer, die Bürger oder das Volk aber für Erzeuger und Ernährer, und man verkannte völlig, was schon Plato in seinem Idealstaat gezeigt hatte, daß Gewerbe, Künste und Wissenschaften nur in einem starken Gemeinwesen unter dem Schutze einer kräftigen Wehr gedeihen. Diese Erkenntnis suchte nun Scharnhorst zu verbreiten. Wenn die Propheten der französischen Republik nur Menschenrechte gepredigt hatten, so betonte dagegen Scharnhorst die Pflichten des Bürgers. „Es ist das Recht des Staates,“ so schrieb er,[1]) „von den Untertanen die Verteidigung seiner Integrität und seiner Independenz zu fordern, ein unveräußerliches Recht; stünde es einem Monarchen frei, diese Pflicht seinen Untertanen auf ewige Zeiten ohne Rücksicht des allgemeinen Interesses zu erlassen, dann räumte man ihm ein Recht ein, den Staat wehrlos zu machen und aufzulösen.“ So suchte er denn alle Befreiungen oder Exemptionen, wie man damals sagte, ohne Unterschied aufzuheben. Er drang nicht sogleich durch gegen die eingewurzelten Vorurteile. Aber in dem gewaltigen Wehen des Völkerfrühlings 1813 setzte er wenigstens für die Dauer des Krieges das Gesetz vom 9. Februar durch, das alle Exemptionen beseitigte. Nach der Beendigung des Krieges erlangten die Gegner der allgemeinen Wehrpflicht noch einmal die Oberhand, und unter ihrem Einfluß hob der König am 27. Mai 1814 das Edikt vom 9. Februar auf. Aber gleich darauf ernannte er Scharnhorsts Helfer Boyen zum Kriegsminister, und dieser brachte schon am 3. September 1814 das neue Gesetz über die Verpflichtung zum Kriegsdienste zustande. Es hebt an mit den Worten: „Die allge-

[1]) Lehmann II 37.

meine Anstrengung unseres treuen Volkes ohne Ausnahme und Unterschied hat in dem soeben glücklich beendeten Kriege die Befreiung des Vaterlandes bewirkt; nur auf solchem Wege ist die Behauptung dieser Freiheit zu sichern. Die Einrichtungen, die diesen glücklichen Erfolg hervorgebracht, sollen die Grundgesetze der Kriegsverfassung des Staates bilden und als Grundlage für alle Kriegseinrichtungen dienen. Denn in einer gesetzmäßig geordneten Bewaffnung der Nation liegt die sicherste Bürgschaft für einen dauernden Frieden."

Das sind die Grundsätze, die wir heute kurz und bündig im Artikel 57 der deutschen Reichsverfassung lesen:

„Jeder Deutsche ist wehrpflichtig und kann sich in Ausübung dieser Pflicht nicht vertreten lassen."

Um diesen so einfach aussehenden Satz in die Tat und Wirklichkeit umzusetzen, bedurfte es großer und in das Einzelne gehender Ausführungsgesetze. Sie liegen vor im Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874, jetzt in der Fassung vom 14. Juni 1912, und in der Wehrordnung vom 22. November 1888. Diese beiden Gesetze können als die Grundlage des deutschen Militarismus bezeichnet werden. Sie sind das Ergebnis langer Arbeit und schwerer Kämpfe. Um ihre Beseitigung wird angeblich der Weltkrieg geführt. In wunderbarem Gegensatz zu einer solchen Behauptung steht es freilich, daß jene Gesetze von unseren Feinden teils schon vor dem Ausbruch des Krieges, teils während desselben nachgeahmt worden sind. Sie hatten es dabei viel leichter als wir, da sie sich an unser Vorbild halten konnten, das wir erst durch viele Erfahrungen zu der Höhe der Vollendung bringen konnten, in der es sich in diesem Kriege bewährt hat.

Als Scharnhorst an seine Aufgabe herantrat, da mußte er den Kampf aufnehmen gegen vielfachen Widerstand. Die Anhänger des alten friederizianischen Herres wollten von einer Abschaffung des stehenden Heeres, in dem die Länge der Dienstpflicht unbegrenzt war, nichts wissen. Die andern, die von dem neuen Geiste erfüllt waren, verlangten völlige Abschaffung des stehenden Heeres und Einführung einer Miliz, d. h. Ausbildung des Soldaten in wenigen Wochen. Das eine war so unmöglich wie das andere. Es ging nicht mehr an, das Land, wie Friedrich getan hatte, mit einem Heere zu verteidigen, das zum größeren Teile aus geworbenen Ausländern bestand und zu dessen Bildung die Landesbewohner nur in sehr geringem Umfange herangezogen wurden. Denn diese Ausländer, die ja nicht für Haus und Herd, für Weib und Kind, für die Ehre ihres Landes kämpften, liefen jedesmal davon, wenn die Sache schief ging und die Momente eintraten, in denen sich gerade der Geist einer Truppe bewähren soll. Ebensowenig aber konnte eine Miliz genügen. Wohl kann man einem einigermaßen intelligenten Menschen in wenigen Wochen das Nötigste beibringen, was er im Felde wissen muß. Was er sich aber in der kurzen Zeit nicht aneignen kann, ist der kriegerische

Geist. Die waffenfähige Mannschaft des Landes soll sich durch Zusammensein und Zusammenschließen als ein militärischer Körper gewöhnen; sie soll durch Waffenübung, Lager und Kriegssitte zu einem Heerhaufen gebildet werden. Es können immer Lagen entstehen, in denen man genötigt ist, dem Feinde schnell und notdürftig ausgebildete Truppen entgegenzuwerfen; es ist das auch in diesem Kriege geschehen. Die Resultate sind meist sehr betrübend, schwere unersetzliche Verluste des besten Menschenmaterials ohne militärische Erfolge. Ein warnendes Beispiel ist auch die Volksbewaffnung Gambettas 1870 und 1871. Sie diente zwar der Verlängerung des Krieges und verursachte bedauerliche Menschenopfer hüben wie drüben, konnte aber an dem Schicksal Frankreichs nicht das geringste ändern. Eine Miliz kann auch erst viele Wochen nach Eröffnung des Krieges wirksam werden. Bis dahin aber hat der Feind schon weite Striche des Landes besetzt und verwüstet, seine Hilfsquellen, Rohstoffe und Fabriken für sich nutzbar gemacht, sich befestigte Stellungen geschaffen, die ihm erst mit vielen Opfern wieder entrissen werden müssen, falls das überhaupt noch möglich ist.

Es mußte also das Volksheer nach ganz neuen Grundsätzen geschaffen werden. Dazu verhalf der Feind selbst. In einem geheimen Artikel des Pariser Vertrages vom 8. September 1808 war festgesetzt worden, daß Preußen in keinem Augenblick mehr als 42000 Mann unter den Waffen haben dürfe. Diesen Artikel hat Preußen, wie der französische Gesandschaftssekretär Lefebvre zugab, pünktlich innegehalten. Aber wenn die Cadres immer dieselbe Anzahl von Leuten enthielten, so waren es doch niemals dieselben Leute. Die ausgebildeten Leute wurden immer entlassen und an ihre Stelle neue eingestellt. Das war das sogenannte Krümpersystem, durch das es möglich war, in drei Jahren einen Bestand an 150000 ausgebildeten Soldaten bereitzustellen.[1]) Das winzige Heer von 42000 Mann wurde die Pflanzschule des preußischen Heeres, das sich die Freiheit erstritt. Natürlich war es viel zu klein, um bei dem damaligen Stande der Bevölkerung die Ausbildung aller waffenfähigen Leute zu ermöglichen. Es hätte dazu mindestens viermal so stark sein müssen. Aber noch immer gab es ja auch, wie wir gesehen haben, zahlreiche Exemptionen von der Wehrpflicht. Als aber im Jahre 1813 der freiwillige Andrang aller Stände ohne Ausnahme zu den Waffen in einem solchen Umfange erfolgte, wie es auch der begeistertste Optimist nicht für möglich gehalten hätte, da war es an der Zeit, alle Befreiungen zu beseitigen und eine Heeresverfassung zu schaffen, die mit der allgemeinen Wehrpflicht Ernst machte. Diese Aufgabe wurde nach Beendigung des Krieges, da Scharnhorst nicht mehr lebte, vom Könige auf Hardenbergs Vorschlag Boyen, dem Mitarbeiter Scharnhorsts, übertragen.

---

[1]) Oncken, Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege, II 346, 408; Lehmann II 157, 192, 202.

Ludwig Leopold Hermann von Boyen ist am 23. Juni 1771 als Sohn eines Offiziers geboren. Im Jahre 1784, 13 Jahre alt, trat er in das 2. Grenadierregiment, jetzt Nr. 1, in Königsberg ein. Schon 2 Jahre später wurde er in das 14. Infanterieregiment, jetzt Grenadierregiment Nr. 4, in Bartenstein versetzt. Er besuchte die Militärschule in Königsberg und benutzte die Gelegenheit, um Kant zu hören. Mit dessen Schriften hat er sich später auch beschäftigt. Er erwarb die Anthropologie gleich nach deren Erscheinen. Von seinem eifrigen Studium des Buches zeugen seine vielen Randbemerkungen. In den Jahren 1794 und 1795 nahm er am Feldzuge in Polen teil, meist als Adjutant, und er erwarb sich in dieser Stellung das Wohlwollen und die Achtung seiner Vorgesetzten, ohne daß sich freilich Gelegenheit bot, Lorbeeren zu pflücken. Im Jahre 1806 wurde er als Adjutant in das Hauptquartier des Herzogs von Braunschweig berufen. Hier wurde Scharnhorst auf ihn aufmerksam. Er nahm an der Schlacht bei Auerstädt teil und wurde, wie Scharnhorst, verwundet. Nach der Schlacht geriet er in französische Gefangenschaft. Er wurde nach Weimar transportiert, wo er im Hause der Gräfin Backhoff gut verpflegt wurde und Goethe und Wieland kennen lernte. Nach seiner Genesung machte er sich im März 1807 als Gärtnergeselle Hermann Beyer nach Ostpreußen auf, das er über Böhmen und Krakau am 28. April erreichte. Er wurde dem Generalstab des russischen Narewkorps überwiesen, konnte aber seinen Chef zu einer wirksamen Verwendung des Korps nicht bewegen. Nach Abschluß des Friedens wurde er auf Vorschlag Scharnhorsts in die Reorganisationskommission berufen. Im Jahre 1811, als der König das Bündnis mit Frankreich schloß, nahm er seinen Abschied. Er ging zunächst nach Breslau, dann aber mit dem Grafen Dohna, Scharnhorsts Schwiegersohn, nach Petersburg.

Er wurde hier vom Zaren empfangen und mit einer wichtigen Sendung an König Friedrich Wilhelm betraut. Nach einer langen wechselvollen Reise — die Österreicher verwehrten ihm lange das Betreten ihres Landes — erreichte er am 6. Januar 1813 in Ratibor wieder preußischen Boden. Doch der König konnte ihn in seiner damaligen Lage, wo er von französischen Spähern umgeben war, noch nicht empfangen. Er sandte ihm Scharnhorst entgegen, um seine Mitteilungen zu hören. Nach Ausbruch des Krieges wurde Boyen zunächst in das Hauptquartier des russischen Feldmarschalls Kutusoff entsandt. Als dieser schwerfällige Feldherr, sehr zum Segen der guten Sache der Verbündeten, gestorben war, blieb Boyen im russischen Hauptquartier, jetzt unter Wittgenstein. Er bewährte seine trefflichen Eigenschaften in und nach der Schlacht bei Großgörschen, wurde aber dann nach Berlin entsandt, weil man einen Anschlag der Feinde auf die preußische Hauptstadt befürchtete. Er sollte mit größter Energie die Formation der Landwehr und des Landsturms betreiben, in die Befestigungsarbeiten Zusammenhang bringen, vor

allem die Verteidigung der Hauptstadt und einen allgemeinen Verteidigungsplan für die Provinz vorbereiten.[1]) Es sollte nicht wieder, wie im Unglücksjahr 1806, heißen: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! Napoleon sollte nicht zum zweiten Male einen glänzenden Einzug in Berlin halten. Der König sprach in einer Kabinettsorder aus, er erwarte, daß man sich auf das äußerste verteidigen werde, von Straße zu Straße. „Ich habe das Vertrauen zu den Bewohnern meiner Residenzen, daß sie mit einem großen Beispiel von Mut und Aufopferung der Nation vorangehen und jeden aus ihrer Mitte stoßen werden, der eine feige Hingebung der Ehre und Selbständigkeit vorzieht." Doch es sollte nicht soweit kommen. Die märkischen Landwehrtruppen unter Bülow schlugen bei Großbeeren den Franzosen Oudinots, bevor diese Berlin erreichten, mit den Kolben die Schädel ein. Boyen hatte als Generalstabsoffizier Bülows die Anregung zum entscheidenden Angriff gegeben. Herrlich hatte sich zum ersten Male die Landwehr bewährt. „Sie hat", sagte Oberst von Krafft, „an Kühnheit und Unerschrockenheit mit allen erprobten Regimentern gewetteifert und ganz dem Geist entsprochen, welcher bei Organisation der Landwehr in Anspruch genommen worden ist." Diesem Siege am 23. August folgte am 6. September ein noch glänzenderer über Ney, den besten der Marschälle Napoleons. Wieder war Boyens Eingreifen von entscheidender Bedeutung, wieder zeigte die Landwehr eine prachtvolle Haltung. Bülow ging dann mit seinem Korps über die Elbe und half in der Völkerschlacht bei Leipzig die Niederlage Napoleons zu vollenden. „Wer erinnert sich noch des Aufmarsches des Bülowschen Korps zur Schlacht von Leipzig? Nie hat es wohl ein imposanteres Schauspiel gegeben, und nie begann wohl ein Heer den Kampf mit einem größeren Enthusiasmus und mit erhabeneren Gefühlen." „Es war der schönste Herbsttag, unsere Burschen hatten Rosmarienstengel angesteckt, wir gingen wie zu einem Fest".[2]) Bülow umarmte am Abend der Schlacht Boyen mit feuchten Augen. „Mein tapferer Boyen!", rief er ihm zu. Er befreite dann mit seinem Korps Westfalen, wo er in den Städten mit Glockengeläute und Jubelrufen empfangen wurde, eroberte im Winter, in dem Boyen zum Generalmajor befördert wurde, die Niederlande und vereinigte sich am 3. März 1814 bei Soissons mit der Blücherschen Armee. In der Schlacht bei Laon am 9. März stand das Bülowsche Korps im Zentrum in einer von Boyen empfohlenen Stellung und hatte den kühnen Hauptstoß Napoleons auszuhalten. Er scheiterte kläglich. Bülow hatte nur 36 Tote und 340 Verwundete zu beklagen. Boyens Voraussicht, daß die Höhe unangreifbar sei, hatte sich glänzend bewährt. Vergeblich waren Napoleons letzte verwegene Versuche, den Verbündeten in den Rücken zu fallen. Sie setzten den Vormarsch auf Paris fort, das sie am 30. März erreichten. Bülow eroberte

[1]) Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, I 276.

[2]) Meinecke, I 240.

unterdessen Soissons und traf dann mit seinem Korps am 30. April gleichfalls in Paris ein. Im August wurde Boyen zum Kriegsminister ernannt. Es war ihm alsbald vergönnt, eine der preußischen, deutschen, europäischen Zukunft bahnbrechende Tat zu vollbringen. Das Wehrgesetz vom 3. September war die größte welthistorische Leistung seines Lebens.

Er blieb Kriegsminister bis zum Jahre 1819. Dann wich er der Macht der Reaktion. Er, der in einem berühmten Gedichte Schwert, Licht und Recht als Preußens Losung feierte,[1]) konnte und wollte nicht zusammenwirken mit den Finsterlingen, die jede freiheitliche Regung unterdrückte, einen Schleiermacher, Arndt und Jahn verfolgten und das Scharnhorstlied Schenkendorfs verboten. Ungnädig entlassen, zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück. Doch Friedrich Wilhelm IV., der ihn glühend verehrte, berief ihn aufs neue an die Spitze des Ministeriums. „Sie werden mir“, schrieb er ihm, „Ihre Dienste noch einmal widmen mit der Tätigkeit und Kraft eines junggebliebenen Herzens und Willens.“ Im September 1844 legte er den Grundstein zu der Feste bei Lötzen zwischen den masurischen Seen, die in diesem Kriege eine so wichtige Rolle gespielt hat. Am Weihnachtsabend 1846 schrieb der König in den ihm vorgelegten Plan selbst den künftigen Namen hinein: Feste Boyen. Die 6 Bastionen wurden benannt nach seinen Vornamen: Hermann, Leopold, Ludwig, und nach den Versen seines Preußenliedes: Recht, Schwert, Licht. Im Jahre 1847 bat er zum zweitenmal um seinen Abschied. Er wurde dem 76jährigen in gnädigster Form gewährt. Er wurde zum Generalfeldmarschall ernannt. Ein halbes Jahr später starb er, am 15. Februar 1848.

Boyens berühmtes Wehrgesetz von 1814, das die Grundlagen unserer heutigen Wehrordnung bildet, beruht auf folgenden Grundsätzen. Die Heerespflicht im stehenden Heere dauert drei Jahre, an welche sich eine zweijährige Reservepflicht anschließt. Diejenigen, welche einen gewissen Bildungsgrad nachweisen und die Mittel besitzen, um sich selbst auszurüsten und zu verpflegen, dienen nur ein Jahr. Die Landwehrpflicht dauert 12 Jahre. Die Landwehr zerfällt in zwei Aufgebote, jedes zu 6 Jahrgängen. Das erste Aufgebot dient zur Verstärkung des Feldheeres, das zweite zur Besatzung der Festungen. Der Landsturm blieb bestehen. Aufgehoben waren alle Befreiungen von der Wehrpflicht. Man könnte auf den ersten Blick glauben, daß der Unterschied von der jetzigen Heeresverfassung nicht groß sei, nur in Nebendingen bestehe. Doch das wäre arge Täuschung. Heute ist normalerweise jeder Heerespflichtige, er mag der Landwehr oder dem Landsturm angehören, durch die Schule des stehenden Heeres gegangen. Hätte man das damals schon erreichen wollen, so hätte man ein mindestens dreimal so großes Heer halten müssen. Doch

---

[1]) Meinecke II 400.

das gestatteten weder die Finanzen des durch die Napoleonische Herrschaft ausgesogenen Staates noch die Anschauungen der Zeit. Was heute als selbstverständlich gilt, daß der gebildete Mann in Reih und Glied neben dem Taglöhner dem Unteroffizier gehorcht, das erschien damals ungeheuerlich und undenkbar. Man hatte noch bis zum Freiheitskriege in den Soldaten, die ja zum großen Teil aus gedungenen Ausländern bestanden hatten, Scharen von Taugenichtsen und Abenteurern gesehen, und solche Anschauungen waren nicht so schnell zu beseitigen. So wurden denn in Befolgung eines Grundsatzes, den einst Montesquieu aufgestellt hatte, nur 10 000 Mann auf eine Million Einwohner zum stehenden Heere ausgehoben. Die Folge davon war, daß nur der kleinste Teil der Landwehr aus gedienten Leuten bestand. Die Mehrzahl sollte in einigen Wochen ausgebildet werden. Achttägige oder vierzehntägige Dienstleistungen sollten die Ausbildung ergänzen und das Gelernte wieder auffrischen. Auch sollten möglichst an allen Sonntagnachmittagen freiwillige Übungen, wie sie jetzt unsere Wehrkraftjungen anstellen, stattfinden, auch Scheibenschießen veranstaltet werden. Boyen erwartete alles von dem guten Geist, der sich ja in den Freiheitskriegen so herrlich bewährt hatte. Er übersah, daß die Begeisterung in langen Friedenszeiten nicht andauern konnte. Auch in seiner Behandlung des Landwehroffizierkorps irrte er. Er suchte es möglichst von dem Offizierkorps zu trennen, damit es von dem dort herrschenden Geist nicht angesteckt werde, erreichte aber damit nur, daß die Landwehroffiziere, die der gründlichen militärischen Durchbildung entbehrten, von den Berufsoffizieren über die Achsel angesehen wurden. So war zwar die Landwehr das Schoßkind des unkundigen Volkes, aber scharfblickenden Militärs konnten ihre Mängel nicht entgehen. Auf diese Weise ließ sich eine zuverlässige Heeresergänzung nicht heranbilden. Man muß sich bei der Ausbildung jeder Truppe immer sagen, daß sie in die Lage kommen kann, vor die allerschwersten Aufgaben gestellt zu werden und sich dort bewähren muß. Wird dieses Ziel nicht erreicht, so ist Mühe und Geld vergeudet.

Mit dem Landsturm wußte man gar nichts anzufangen. Scharnhorst hatte sich seine Tätigkeit in der Weise gedacht, daß er im Rücken der feindlichen Heere auftreten, ihre Verbindungen bedrohen und ihnen auf jede Weise Abbruch tun sollte. Er dachte an den Kleinkrieg in Spanien und in der Vendee. Aber er beurteilte den pflichttreuen, an Gehorsam gewöhnten Norddeutschen falsch. Dieser leistet ausgezeichnetes, wenn er ausgebildet und organisiert ist und sicherer Führung folgt. Aber Initiative hat er wenig. Auch ist das norddeutsche Flachland für solchen Kleinkrieg nicht geeignet. Nach unsern jetzigen Anschauungen wird ohnehin dieses ganze Franktireurwesen — denn darauf läuft es doch hinaus — scharf gemißbilligt. Im Jahre 1813 hat der Landsturm trotz aller Begeisterung und Mitwirkung berühmter Professoren wie Fichtes, Niebuhrs und Schleier-

machers wenig geleistet. Er ist zum ersten Male in diesem Kriege mit Nutzen verwendet worden, wenn es nötig war, auch im Gefechte, und er hat sich da brav geschlagen, hauptsächlich aber im Etappen- und Besatzungsdienst. Die Landsturmbataillone, die im August 1914 gebildet wurden, bestanden aber durchweg aus gedienten Leuten. Es war kein Wunder, daß sie in Geist und Haltung vortrefflich waren und noch sind.

Der schärfste Kritiker an Boyens Heeresverfassung war sein dankbarer Schüler König Wilhelm I. Er erkannte mit seinem sicheren militärischen Blick die Schäden und die Mittel der Heilung. Als er seinen Bruder Friedrich Wilhelm in der Regierung ablöste, war seine vornehmste Aufgabe, für Preußen das Heer zu schaffen, dessen es zur Lösung seiner politischen Aufgabe bedurfte. Er verlangte von der Volksvertretung eine Vermehrung des stehenden Heeres um etwa das Doppelte. Er führte aus, daß die allgemeine Wehrpflicht nur auf dem Papier stehe, darin aber die größte Ungerechtigkeit liege. Es würden nur 26 Prozent der Dienstpflichtigen ausgehoben, diese aber müßten nun um so länger bei der Heerespflicht festgehalten werden und alle Lasten tragen, während andere ganz befreit seien. Es sei doch viel gerechter, alle jungen Leute zu den Fahnen einzurufen, dafür aber die älteren freizulassen. Wie recht er hatte, zeigten die Feldzüge 1864, 1866 und 1870, in denen man niemals über die Landwehr ersten Aufgebots, also die 32jährigen, hinauszugreifen brauchte. Doch seine Gründe, die von seinem Kriegsminister Roon beredt und energisch entwickelt wurden, fanden bei der Kammer taube Ohren. Indessen der König ließ sich dadurch nicht beirren. Er regierte mit Hilfe Bismarcks von 1862—1866 ohne Budget. Erst als das preußische Heer in zwei glänzenden Kriegen seine Tüchtigkeit gezeigt hatte, wurden die Mittel bewilligt.

Die Neuorganisation hatte zur Folge, daß die 36 Landwehrregimenter in Infanterieregimenter umgewandelt wurden. Hinfort wurden Landwehrregimenter nur noch im Kriege formiert, dann aber aus nur gedienten Leuten. Die Landwehroffiziere erhielten als Reserveoffiziere bei den Linienregimentern ihre militärische Schulung, wodurch sie befähigt wurden, gleichwertiges mit den Berufsoffizieren zu leisten. Allerdings färbte bei den engen Beziehungen, die sich nun zwischen Berufsoffizieren und Reserve- oder Landwehroffizieren bildeten, oft auch etwas von der politischen Denkweise jener auf diese ab, was ja Boyen befürchtet hatte. Aber König Wilhelm hat das nicht bedauert. Er wollte keineswegs die dem Volke so liebe Landwehr abschaffen, er wollte sie aber zu einem brauchbaren Glied des Heeres machen, und er wollte fernerhin, daß sich Volk und Heer in ihrem ganzen Denken immer mehr verschmelzen sollten. In der Begründung zu der von ihm im Jahre 1860 eingebrachten Gesetzesvorlage betreffend die Verpflichtung zum Kriegsdienst hieß es: „Das stehende Heer muß in seiner Gesamtheit und in seinen Teilen so stark dastehen,

daß diese letztere als sicherer Träger jenes alten militärischen Geistes erscheinen können, welcher alle Glieder des Heeres mit der Einberufung vom Webstuhl, wie vom Pfluge, aus den Hallen der Kunst und Wissenschaft, wie aus den Sälen der Paläste sofort beleben und durchdringen muß, wenn sie als Erben und Mehrer des Ruhmes ihrer Väter gelten sollen." Der Reserveoffizier mit diesem Geiste war im Auslande nicht beliebt, auch im Inlande nicht bei allen. Der Weltkrieg hat seine Bedeutung wohl jedem klar gemacht.

Soll der Gedanke, welcher in unserer Wehrordnung liegt, seine volle Wirksamkeit entfalten, so muß jeder Heerespflichtige auch eingestellt werden. Nur dann werden Ungerechtigkeiten vermieden. Aber nicht allein das. Die Wehrkraft des Volkes wird nicht genügend ausgenützt, wenn nicht jeder wehrpflichtige Mann ausgebildet wird. Beträgt z. B. die Zahl der Freigebliebenen jährlich 50 000, so ergibt das nach 10 Jahren 500 000 Mann oder 10 Armeekorps, welche der Armee fehlen. Da die Bevölkerung Deutschlands sich seit der Begründung des deutschen Reiches sehr schnell vermehrt hat, so mußte dem entsprechend auch die Friedenspräsenzstärke des Heeres immer wieder erhöht werden. Dazu war natürlich erforderlich eine Vermehrung der Regimenter und der Kosten. Sie ist auch von Zeit zu Zeit erfolgt. Die Regierung hat ihre Pflicht durchaus getan. Es ist aber selten ohne schwere Kämpfe mit der Volksvertretung abgegangen. Der Reichstag hat schließlich immer seine Zustimmung gegeben, doch meist gegen irgendwelche Zugeständnisse der Regierung, die nicht im Interesse der Wehrhaftigkeit lagen. Die Friedenspräsenzstärke betrug bei Begründung des Reiches 401 659 Mann; sie wurde 1893 erhöht auf 479 229, 1899 auf 495 500, 1905 auf 504 665, 1911 auf 515 321, 1912 auf 544 211, 1913 auf 661 478. Diese Zahlen mit ihren Steigerungen zeigen die fortgesetzte Stärkung unserer Wehr. Sie wurden natürlich im Ausslande beachtet und sind mit ein Grund zu dem Geschrei über das Wettrüsten, dem ein Ende gemacht werden müsse. Die größte Steigerung ist die letzte, die bereits ein Jahr nach der vorausgegangenen erfolgte und die Präsenzstärke um mehr als 100 000 Mann erhöhte. Sie erfolgte mit Rücksicht auf die Verdüsterung des politischen Horizontes. Wie nötig sie war, zeigte der Ausbruch des Weltkrieges. Leider kam sie zu spät. Wäre sie 10 Jahre früher angeordnet worden, so hätten wir bei Ausbruch des Krieges mindestens 20 Armeekorps mehr gehabt. Wir hätten an der Marne nicht müssen zurückgehen, und der Krieg wäre vielleicht längst beendigt. Täuschen wir uns doch nicht! Die angeführten Zahlen, so gewaltig sie aussehen, sind in Wirklichkeit weder übertrieben noch dem Gedanken der allgemeinen Wehrpflicht entsprechend. Im Artikel 60 der Reichsverfassung heißt es:

„Die Friedenspräsenzstärke des Bundesheeres wird bis zum 31. Dezember 1871 auf ein Prozent der Bevölkerung von 1867 normiert."

Hätten sich die aufgezählten Reichsgesetze an dieses Prinzip gehalten, so hätten sie die Friedenspräsenzstärke jedesmal viel höher ansetzen müssen, im Jahre 1913 auf 700 000 Mann statt 661 000. In den unvergeßlichen Tagen des August 1914 meldeten sich 2 Millionen Freiwillige zur Armee. Wo kamen sie denn her? Es waren mindestens zur Hälfte solche Männer, die ihr längst hätten angehören müssen; jetzt mußte man sie vielfach wegschicken. Die Angenommenen aber wurden in der Eile notdürftig ausgebildet und dem Feinde entgegengeworfen. Da fehlte ihnen die Sicherheit, und mancher ist da geblieben, der jetzt als Offizier unschätzbare Dienste leisten könnte.

Wenn der Militarismus vernichtet ist, dann wollen unsere Feinde mit uns Frieden schließen. Wenn das Wort wahr wäre, würden wir den Friedensschluß nie erleben. An seiner Heeresordnung kann Deutschland niemals rütteln lassen. Von einem Völkerfrieden träumte wohl Kant; aber er ließ auch keinen Zweifel darüber, daß er in ihm nur ein zu erstrebendes Ideal sah, dessen Verwirklichung er nicht für möglich hielt. Bei dem Haß der Engländer und Franzosen gegen uns ist an dauernden Frieden nicht zu denken. Wir müssen unser Schwert scharf halten.

Moltke sagte in einer berühmten Rede am 16. Februar 1874:

„Vielleicht daß eine spätere, glücklichere Generation, für welche wir im Voraus die Lasten mittragen, hoffen darf, aus dem Zustande des bewaffneten Friedens herauszugelangen, welcher nun schon so lange auf Europa lastet. Uns, glaube ich, blüht diese Aussicht nicht. Ein großes weltgeschichtliches Ereignis, wie die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches, vollzieht sich kaum in einer kurzen Spanne Zeit. Was wir in einem halben Jahrhundert mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird, darüber dürfen wir uns keiner Täuschung hingeben; wir haben seit unseren glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen.“

Wie richtig hat er geurteilt: Was er vor 40 Jahren aussprach, das gilt jetzt erst recht. Wehe uns, wenn wir das Schwert verrosten und stumpf werden lassen! Das ist aber kein Schade. Ich zitiere weiter aus der herrlichen Rede des genialen Schlachtenlenkers:

„Man hat gesagt, der S c h u l m e i s t e r habe unsere Schlachten gewonnen. Meine Herren, das bloße Wissen erhebt den Menschen noch nicht auf dem Standpunkt, wo er bereit ist, das Leben einzusetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Ehre oder Vaterland: Dazu gehört die ganze E r z i e h u n g des Menschen. Nicht der Schulmeister, sondern der Erzieher, d e r Stand hat unsere Schlachten gewonnen, der jetzt bald sechzig Jahrgänge die Nation erzogen hat zu körperlicher Rüstigkeit und geistiger Frische, zu Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorsam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit. Meine Herren, Sie können die Armee und zwar in ihrer vollen Stärke schon im Innern nicht entbehren für die E r z i e h u n g d e r N a t i o n.“

Die Angriffe auf die allgemeine Wehrpflicht im Ausland und im Inland von rechts und links sind so alt wie die Einrichtung selbst. Zwar die Angriffe von rechts, die in einem Volksheer die Organisation der Revolution[1]) fürchteten, sind wohl ziemlich verstummt. Die Angriffe von links sind desto lauter geworden. Als ich aufwuchs, gab es noch viele Kreise, gerade unter den Gebildetsten, die vom Offizier nicht gerade sehr hoch dachten. Wie oft mußte ich das Wort hören, der Offizier stehle dem Herrgott den Tag ab. Wer selbst als Offizier Dienst getan hat, weiß, wie unberechtigt das ist. Der Offizier hat den ganzen Tag, oft auch noch bei Nacht, Dienst; er ist stets verantwortlich. Jahraus, jahrein bildet er den neuen Ersatz aus und wird dadurch, wie Moltke sehr richtig gesagt hat, zum eigentlichen Erzieher des Volkes.[2]) Welcher Segen aber ist es für den Kaufmann, den Fabrikarbeiter, den Studierenden aus der stickigen Luft des Komtoirs, des Fabriksaales, der Bücherkammer auf längre Zeit hinauszukommen in die freie Luft des Geländes, die Muskeln durch turnerische Übungen zu stählen, die Augen auf dem Scheibenstand und bei den Geländeübungen zu schärfen! Wie die militärische Erziehung dazu dient, den Menschen eine gute Haltung und anständige Manieren beizubringen, das ist mir nirgends so klar geworden wie in Belgien, wo die Leute durch ihre nachlässige Haltung und Kleidung und durch ihr unmanierliches Benehmen auffallen. Das Heer vereinigt in sich alle Schichten der Bevölkerung. Hier steht der Tagelöhner neben dem Künstler, der Arbeiter neben dem Gelehrten. Da lernen sie sich gegenseitig kennen und verstehen. Wie oft ist das bei Beginn des Krieges von den Neueingetretenen ausgesprochen worden! Es ging manchem eine neue Welt auf. Nirgends gilt so sehr die Gleichheit vor dem Gesetz wie im Heere. Das war es ja gerade, was vielen die allgemeine Wehrpflicht im Anfang so entsetzlich erscheinen ließ. Sollte denn der Professor vor dem Pedell, der Kaufmann vor dem Handlungsgehilfen, der Assessor vor dem Gerichtsdiener dienstliche Haltung annehmen, ihn zuerst grüßen, ihm gehorchen müssen? Das schien ja ganz unmöglich. Jetzt haben wir uns daran längst gewöhnt. Aber wir wissen nun auch, daß das Volksheer die volkstümlichste Einrichtung der Welt ist. Der Militarismus ist keine Autokratie, wie die Engländer faseln, sondern eine echte Demokratie.

Als im Jahre 1809 Scharnhorst den König drängte, den Heerbann aufzubieten, bat er ihn gleichzeitig um Aufhebung der Patrimonialgerichte. Die Gleichheit der Verpflichtung heischte auch Beseitigung der Unterschiede in der Rechtsprechung.

Das Heer schlingt endlich das festeste Band um die so verschieden gearteten Stämme, welche das deutsche Reich in sich vereint. Wie

---

[1]) Meinecke I 192. II 311, Denkschrift aus dem Nachlasse des Polizeiministers Fürsten Wittgenstein.

[2]) Meinecke II 197.

oft, wenn ich in der Bauernhütte im Schwarzwald oder in den Alpen das Reservebild hängen sah und den Hausherrn nach seiner Dienstzeit ausfragte, leuchteten die Augen, wie taute mit einem Male der bisher schweigsame Mund auf, wie fing er an zu erzählen, wie konnte ich mich als Soldat mit dem Soldaten verstehen, der Norddeutsche mit dem Süddeutschen!

Der Soldat mit der allen Deutschen gemeinsamen Reichsuniform und der Reichskokarde an der Kopfbedeckung ist der deutlichste Repräsentant der Reichseinheit. Das Heer hat den Reichsgedanken in alle Kreise, in die fernste Hütte getragen. Das Heer hat unser Volk tüchtig gemacht zu dem beispiellosen Aufschwung der Industrie und des Handels, den wir in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts erlebt haben und der letzten Endes der eigentliche Grund für Englands Haß gegen Deutschland ist. Dazu hat auch die Einrichtung des einjährigen Dienstes viel beigetragen. Man hat oft behauptet, daß der Mann auch in 6 Wochen ausgebildet werden könne.[1]) Für eine gewisse Abrichtung mag diese Zeit genügen, für die Anerziehung des kriegerischen Geistes genügt sie nicht. Eine wie lange Zeit erforderlich ist, darüber ist oft gestritten. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts hatte Preußen die zweijährige Dienstzeit eingeführt. König Wilhelm I. kehrte zur dreijährigen zurück. Kaiser Wilhelm II. hat sich wieder zur Bewilligung zweijähriger Dienstzeit bereitfinden lassen. Wenn höhere Bildung oder hervorragende Leistungen in Kunst und Technik zum einjährigen Dienst berechtigen, so liegt darin kein Bruch mit dem demokratischen Prinzip. Vielmehr wird dem Einjährig-Freiwilligen, der sich selbst ausrüsten und verpflegen muß, eine große Steuer auferlegt, die zu entrichten ihm oder seinen Eltern oft recht sauer wird. Wird er zum Reserveoffizier befördert, so muß er so viel Dienstleistungen machen, daß er dem Staate länger als zwei Jahre dient. Der Wunsch aber, die Berechtigung zum einjährigen Dienst zu erwerben, die ja nicht vom Vermögen, sondern vom Bildungsgrad abhängt, hat immer einen großen Teil des Volkes dazu getrieben, sich eine höhere Schulbildung zu verschaffen, und wenn darüber wohl auch die Schuldirektoren bisweilen geklagt haben, so war doch das Endergebnis eine Steigerung der allgemeinen Volksbildung, die sehr wesentlich zu Deutschlands wirtschaftlicher Blüte beigetragen hat. Man sollte daher die Frage der Beseitigung dieser Einrichtung nicht einseitig nur vom militärischen Standpunkt aus betrachten. Es kommt ja nicht darauf an, dem Reserveoffizier alle Finessen des Berufsoffiziers beizubringen. Schon General Müffling schrieb 1821 an den Prinzen August von Preußen, man könne ein trefflicher Feldsoldat sein, ohne daß man die Kunst verstehe, Rekruten abzurichten und umgekehrt; zum Feldsoldaten sei natürlicher Anstand, Liebe zum König und Vaterland, ver-

---

[1]) **Meinecke** II 321 (**Schuckmann, Bülow, Schön**).

bunden mit gutem Willen erforderlich. Er soll, sagte Boyen, ein ganzer Mann sein, der mit der Kraft seines Willens auf das Wesen der Sache lossteuert und es dann auch schon lernen wird, seine Mannschaft zum Kampf und Sieg zu führen.[1])

Nach diesen Grundsätzen ist immer verfahren worden, und sie haben sich bewährt. Welcher Geist in unserm Heer und seinen Führern lebt, das weiß jeder, der mit ihnen in Berührung kommt, schriftlich oder mündlich. Wenn wir der Welt Trotz bieten konnten, so ist das freilich das Verdienst der genialen Führung Hindenburgs und anderer Feldherrn, der Wissenschaft, die uns die technische Überlegenheit gab, aber doch nicht zuletzt auch des Heeres. Wie oft hat es Hindenburg ausgesprochen, daß man mit diesen Truppen alles leisten, von ihnen alles verlangen kann. Bismarck sagte es schon 1866, der deutsche Soldat in seiner Zucht, seiner Ordnung und in seinem wundervollen Geiste sei zum Küssen. So ist es geblieben. Auch Bismarcks Hoffnung auf die deutsche Jugend hat sich erfüllt. Wir aber danken es unserem Kaiser, daß er die Heereseinrichtungen nicht veralten ließ, vielmehr mit unablässiger Sorge an ihrer Vervollkommnung arbeitete, alle Erfahrungen neuer Kriege ausnutzte, alte Zöpfe abschnitt, bei der Ausbildung der Truppen auf dem Exerzierplatz, Truppenübungsplatz und Manöverfelde immer das Kriegsmäßige betonte und daß er daneben den Ausbau der Flotte betrieb. Er hat seine Pflicht erfüllt. Als die Stunde der Gefahr schlug, da traf sie Deutschland gerüstet, stärker und gewaltiger, als man es geahnt hatte.

Der Siegesmarsch nach Berlin von Ost und West, den die Feinde geträumt hatten, das Biwak der Siks, Gurkas, Senegalneger, und wie die Kulturträger alle heißen, im Park von Sanssouci unterblieb. Der Krieg wird nicht auf Deutschlands Fluren geführt. Der russische Einfall in Ostpreußen ist bald zurückgeschlagen worden. Abgesehen von dieser einzigen Provinz und kleinen Teilen von Elsaß-Lothringen sind dem deutschen Lande die Grauen des Krieges erspart worden. Unsere Felder wurden nicht zerstampft, nicht von Granaten zerwühlt, unsere Häuser nicht zerstört, unsere Einwohner nicht in die Fremde geschleppt. Unbefleckt und rein ist unsere Nationalehre. An unserem blanken Schilde prallen die Lügen der Feinde ab. Das gibt uns die feste Zuversicht, daß sich Volk und Staat nach dem Friedensschluß von den Wunden bald erholen und einer neuen glänzenden Zukunft entgegengehen werden.

---

[1]) Meinecke II 215.
